

# Der Fund

Autor(en): **Schneller, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663172>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

meisten Frauen so, dass sie sich sagen: Lieber einen richtigen Pelz am Kragen als einen Pelzmantel in den Wunschträumen.

Was ich von den fantasievollen Stoffen halte? Jenen, die aussehen wie Pudelfelle, Katzenpelzchen und die sich so stichelhaarig anfühlen. Nun, manche sind ganz nett. Viele machen aber alt, als Frau würde ich da aufpassen. Ein Mantel kann die jugendlichste Form haben und durch das Gewebe alt wirken. Zum Beispiel dieses Raupenmuster auf dem Stoff wirkt sehr matt.

(Das Journal schliessend.) — Es ist eine sym-

pathische Mode. Kein so überspanntes Getue wie auch schon. Wenn man will ist es eine eher emanzipierte Mode, als ob berufstätige Frauen sie geschaffen hätten. Wer weiss, ob den Couturiers da ein Licht aufgegangen ist. Denn welche Frau ist heute nicht berufstätig. Wirklich, eine bescheidene und zurückhaltende Mode. Aha, da lese ich die Preise ... halt, ich nehme fast alles zurück. Die Preise sind wie je, weder bescheiden noch zurückhaltend. Das ist es, was einem Mann das Ansehen eines Modejournals zu einem zweifelhaften Vergnügen macht. H. W.

## Abendtrost

Herbstwehmut breitet  
die Schleier auf den Feldern aus.  
Zum Schlaf bereitet,  
wie müd der Erde stilles Haus!

Auf Himmelsauen  
die letzten Wanderschäflein ziehn —  
So licht zu schauen —  
woher die Fahrt? Wohin, wohin?

Und wir, hienieden?  
Verhüllt und dunkel unsre Bahn!  
Wir suchen Frieden,  
und Schmerzen sind uns zugetan!

Wir tasten, irren —  
wie Dornen wächst es vor uns auf —  
Wer mag entwirren  
der Pfade rätselvollen Lauf?

Er löst ihn stille,  
der über allem Wandel steht,  
ohn dessen Wille  
kein Körnlein Sand im All verweht.

Der Tröstung breitet!  
kommt alles Müde doch nach Haus,  
Zur Ruh bereitet,  
und Angst und Zwiespalt löschen aus ...

Elisabeth Luz

## DER FUND

Von Gertrud Schneller

An der langen, schnurgeraden Strasse hatte ein Mann sein Tagewerk begonnen. Es war Heinrich Vogt. Der Mann reinigte einen Teil der Strassen der Stadt, und mit den Früchten seiner Arbeit ernährte er seine Frau und seine Kinder. Heinrich Vogt wischte schon seit mehr als zwanzig Jahren zerrissene Briefe, die irgend ein menschliches Geheimnis bargen, zusammen, aber auch leere Zigarettenschachteln, harte Brotrinden, zerknülltes Schokoladenpapier, Früchteschalen und Schmutz

und Kot räumte er weg. Manchmal hatte er auch, je nach der Jahreszeit, schönere Dinge zusammenzuraffen. Da war zum Beispiel das rot-goldene Laub der herbstlichen Bäume, das lautlos, wie ein feiner Regen zur Erde fiel und sich wie ein bunt-scheckiger, weicher Teppich über dem kahlen, grauen Asphalt ausbreitete. Oder da waren die ersten, zartgrünen Blättchen, die der Frühlingswind aus dem Schleiergehänge der Birke herunterholte, oder auch die feinen, duftenden Blüten, die



*Kartoffelfeuer bei Wichtrach*

Photo H. v. Allmen, Bern

gleich Schneeflocken den toten Stein mit ihrem keuschen Weiss belebten.

Es war ein feuchter, kalter Herbstmorgen. Der Nebel umhüllte die Bäume wie ein feines, graues Tuch, und die Baumallee, die die Eintönigkeit der langen, schnurgeraden Strasse minderte, wirkte diesen Morgen wie eine Reihe lauernder, wuchtiger Gespenster.

Der Lärm der Stadt brauste auf. Die Autos fuhren rasch und schienen mit ihrem Scheinwerferlicht die dichte Nebelwand zu durchbrechen, während die auf den Zweirädern hockenden Gestalten sich langsam den Weg durch die feuchte, graue Mauer bahnten. Die Fussgänger, schon winterlich verummmt, hasteten zu ihren Arbeitsstätten, und obwohl man in der Dunkelheit ihre Gesichtszüge nicht genau sehen konnte, wusste man doch, dass ihre Mienen ebenso düster und unfroh wirkten wie der kalte, feuchte Herbstmorgen.

Heinrich Vogt sah einen arbeitsreichen Tag vor sich. Von den Bäumen tropfte unaufhörlich das Laub. Die schnurgerade Strasse lag golden übersät, wie ein heller, gesprenkelter Teppich da. Das bunte Sterben ging durch die Stadt, und alles Farbige, Helle, Leuchtende starb seinen rhythmischen, unerlässlichen Tod.

Als Heinrich Vogt dabei war, seinen Zweiräderkarren mit dem feuchten, leichten Laub zu füllen, merkte er, wie seine Schaufel an einen festen, harten Gegenstand stiess. Er bückte sich, wühlte in dem goldenen, nassen Haufen bis seine Hand ein hellbraunes Portemonnaie umfasst hielt. Mit einem raschen Blick sah er sich um. Aber kein Mensch suchte nach etwas verlorenem. Alle eilten stumm, mit einer fast unverzeihlichen Gleichgültigkeit durch den grauen Nebelmorgen.

Heinrich Vogt steckte das Portemonnaie, das nach der Form und nach seinem stark ausströmenden Parfumeruch einem weiblichen Wesen gehören musste, in seine Tasche. Dann arbeitete er rasch und unermüdlich weiter.

Erst nach Arbeitsschluss, als er sich allein wusste, nahm er seinen Fund wieder aus der Tasche. Neugierig öffnete er den aus weichem, braunem Saffianleder hergestellten Geldsack. Ein Staunen ging über sein Gesicht. Das Portemonnaie enthielt beinahe so viel Geld, als er in einem langen, arbeitsreichen Monat verdiente. Welch ein Glück, dass er das kleine Ding in dem grossen Haufen Laub gefunden hatte. Auch ein Freibillet für eine Kinovorstellung fand er noch vor. Sonst

nichts. Keine Adresse. Nichts, das auf die Verliererin hinweisen würde.

Heinrich Vogt steckte den Fund in seine Tasche. Es war wohl das beste, wenn er morgens etwas später zur Arbeit ging und vorher das Portemonnaie auf das Fundbüro brachte.

Der Weg zum Fundbüro führte Heinrich Vogt durch die eleganten Strassen der Stadt. Die Schaufensterauslagen leuchteten und prunkten in ihrer Fülle und Vielgestaltigkeit. Sie wiesen alles auf, was ein Mensch an geheimen materiellen Wünschen in sich bergen kann. Für Heinrich Vogt waren diese vielen schönen Dinge keineswegs neu. Er sah die glitzernden Auslagen fast jeden Tag. Er sah sie so viel und so oft, dass er meist uninteressiert an ihnen vorbeiging. Schliesslich war er ein Mann, und litt nicht an der fraulichen Sucht, stete Wunscheinkäufe zu tätigen. Er wusste auch, dass er in seinem Leben nie die Gelegenheit haben würde, einen dieser Luxusgegenstände zu erstehen, und so hatte er es gelernt, ungeachtet der Schönheit und Eleganz mit einer gewissen Kühle an den verlockenden Auslagen vorbeizugehen.

Doch heute war es anders. Irgendwie fesselten ihn heute all die Gegenstände, als sähe er sie zum erstenmal. Er ertappte sich selbst dabei, wie seine Augen plötzlich an den vielen fremden Dingen hingen, die man mit Geld zu seinen eigenen machen kann. Da war ein elegantes Velo, glitzernd und glänzend in seiner Neuheit. Da war ein Mantel, warm und doch vornehm, dort Schmuck, wunderschön und beinahe unerschwinglich im Preis. Da waren Reiseplakate, die durch ihre leuchtende Farbigekeit im Menschen Sehnsüchte nach fremden, unbekanntem Ländern zu wecken vermochten. Heinrich Vogt sah dies alles mit einer gewissen Verwirrtheit und Unsicherheit. Alles Schöne und Vornehme, das er bis heute mit dem Blicke eines vernünftigen Besitzlosen gleichsam neutral gestreift hatte, sah er jetzt mit einem ihm unbekanntem Interesse an. Heinrich Vogt verlangsamte seine Schritte. Wollte er wirklich zum Fundbüro? Wollte er wirklich das Geld, das er wie ein Wunder in dem Knäuel nassen Laubes gefunden hatte, zurückgeben? Wenn er dieses Geld behalten würde? Dann hätte er endlich einmal die Möglichkeit, seinem kargen Leben ein paar Tropfen Freude beizufügen. Was hatte er schon vom Leben? Nichts! Gar nichts! Nur Arbeit. Sein Gehalt musste mit den vier Kindern so genau eingeteilt werden, dass es zu keinen Vergnügungen, zu keiner Reise reichte. Oh, wie würde dieses viele Geld die Ein-

tönigkeit seines Lebens mildern. Er könnte endlich einmal eine Reise unternehmen, irgend eine schöne Reise in eine unbekannte Gegend. Oder er könnte sich in einem vornehmen Hotel ein paar Tage Ruhe und Erholung gönnen. Sollte er sich wegen ein bisschen Moral und Gewissen diese ungewöhnliche Gelegenheit entgehen lassen? Es war ja ein Wunder, dass er den Fund überhaupt bemerkt hatte. Das Geld könnte jetzt ebensogut mit den andern Abfällen vom Feuer verschlungen werden. Zudem schien die Verliererin keine arme Person zu sein. Das Leder schien gut und teuer, ebenso das Parfum, das an ihm haftete. Nein, er wollte das Geld nicht zurückgeben. Er wollte es behalten. Er wusste, dass er es behalten würde, obwohl er seine Schritte dennoch zum Fundbüro lenkte. Er wusste nicht genau, warum er nicht einfach umkehrte. Er kam sich selbst etwas verrückt und seltsam vor. Er stand einige Minuten vor dem Amtshaus. Irgend etwas zuckte in ihm, hinaufzugehen, und mit freudigem, ehrlichem Lächeln den Fund auf den Schaltertisch zu legen. Dann aber stiegen wieder seine Wünsche auf, seine Wünsche, die nach Erfüllung riefen.

Er kehrte um. Langsam schritt er durch die kalte, laute Stadt. Irgendwie war er froh, dass er sich entschieden hatte. Den ganzen Weg, der ihn zurück zu seinem Arbeitsplatz führte, redete er sich stumm ein, vernünftig gehandelt zu haben, während er gleichzeitig mit einer gewissen Unbehaglichkeit fühlte, wie sein Gewissen, fein, wie eine leise Glocke in ihm schlug.

Am Abend besuchte Heinrich Vogt mit dem Freibillett, das er in einem kleinen Fach seines gefundenen Geldsackes entdeckt hatte, das Lichtspieltheater.

Im Saal wurde es dunkel und still. Der schwere

Samtvorhang teilte sich. Auf der Leinwand zeigten sich Gestalten, zeigte sich Leben. Aber das Leben, das sich da den Zuschauern offenbarte, war kein schönes, berauschesendes Leben, sondern es war armes, verfluchtes Leben. Die Gestalten klagten, stöhnten, hungerten, froren, weinten und starben. Und die Umgebung, auf dem sich die erbarmungswürdigen Gestalten bewegten, waren Schlachtfelder. Felder von Verwundeten und Verstümmelten, von Blutenden und Toten. Krieg!

Heinrich Vogt hörte und sah, und je mehr er hörte und sah, desto reicher und schöner, desto erfüllter und glücklicher erschien ihm sein eigenes Leben plötzlich. Zum erstenmal im Leben, fühlte er eine tiefe Dankbarkeit für alles, was er hatte und besass, und zum erstenmal fühlte er Mitleid, tiefes, heftiges Mitleid für den fremden, unbekanntem, leidenden Menschen.

Krieg! Oh, er hatte es schon gewusst, dass in fremden Ländern getötet und gemordet wurde. Aber er hatte es nur gewusst, nie gefühlt. Jetzt aber fühlte er es. Er fühlte mit den Verwundeten und Verstümmelten, mit den Hungernden und Frierenden, mit den Klagenden und Sterbenden.

Leise verliess er das Theater. Die Vorstellung ging zwar noch weiter, denn nach den Kriegsberichten sollte den Zuschauern ein schöneres Leben präsentiert werden, ein Leben das von Liebe, Ruhm und Geld erzählte. Aber Heinrich Vogt mochte nicht mehr bleiben. Er hatte genug gesehen. Und er hatte gelernt. Viel gelernt.

Am nächsten Morgen trat ein Mann in das Zimmer des Fundbüros und legte einen gefüllten Geldsack auf den Schaltertisch.

Es war Heinrich Vogt. Er brauchte den Fund nicht mehr. Er hatte ja alles. Er hatte Arbeit und Brot. Er hatte den Frieden.

## Splitter

Die am meisten gehörte Stimme ist diejenige des Gewissens.

\*

Die Wahrheit, die man spürt, wirkt mehr als die man hört.

\*

Freue Dich herzlich über alles, was du *nicht* brauchst, so wirst Du ein wahrhaft *freier* Mensch.

Robert Schaller